

Und raus bist du!

Die Scham des Versagens.

Martin Schenk

Es ist kalt. Bitterkalt wie es sich für einen richtigen Wintertag gehört. Eine Frau mittleren Alters steht da und fragt, ob wir Brennholz hätten. Brennholz? Ja, ein paar Scheiter, nur zum Ausborgen, sie wird alles wieder rückerstatten. Dann, ab 1.Jänner, wenn sie wieder ein wenig Geld hätte. Die Bitte ist ihr sichtlich unangenehm. Frau L. wohnt oben in einem kleinen Gartenhäuschen mit ihren zwei Kindern. Das ist eine Weihnachtsgeschichte. Und sie ist wirklich wahr. So glatt spielt das Leben sonst nicht. So glatt auf „hilfsbedürftig“. Die Lebensschicksale von Menschen am Rand der Gesellschaft sind gebrochener, geknickter, unklarer, bunter und dunkler als der obligatorische gute Weihnachts-Arme erscheinen darf. Frau L. hat ihre Kinder zunehmend vernachlässigt. Das Jugendamt ist steter Gast. Sie fällt immer wieder in eine tiefe Melancholie, abgelöst von Tagen, in denen sie mit ihrer Energie nicht zu Rande kommt. Ein Schuldenberg türmt sich vor ihr noch von früher. Manchmal ergattert sie irgendwo einen Billig-Job, nicht allzu lange, davon leben kann man nicht.

Im Alltag der Armen gibt es keine Armutsgrenze. Sie erfahren Armut als Lebenslage des Mangels. Armut bedeutet einen Mangel an Möglichkeiten, um in den zentralen gesellschaftlichen Bereichen zumindest in einem Mindestausmaß teilhaben zu können: Wohnen, Gesundheit, Arbeitsmarkt, Sozialkontakte, Bildung. Armut ist ein Mangel an Verwirklichungschancen eines Menschen, ein Verlust an substantiellen Freiheiten.

Eine Zeit lang wurde Armut als Mangel an Gütern definiert. Der Ökonom Amartya Sen, der für seine Arbeiten mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde, argumentierte, dass es auch um die Fähigkeit gehe, diese Güter in Freiheiten umzuwandeln. Und zwar in Freiheiten von Menschen, ihre Vorstellungen von einem guten Leben zu verwirklichen. Güter sind begehrt um der Freiheiten willen, die sie einem verschaffen. Zwar benötigt man dazu Güter, aber es ist nicht allein der Umfang der Güter, der bestimmt, ob diese Freiheit vorhanden ist. Die Möglichkeit, seine Vorstellungen von einem guten Leben zu verwirklichen, hängen auch von gesellschaftlichen Strukturen, Lebensgewohnheiten, sozialen Techniken und dem allgemeinen Reichtum ab.

Für die Armutsbekämpfung hatten diese scheinbar schlichten Gedanken enorme Wirkung. 1. Arme sind Subjekte, keine Objekte ökonomischen Handelns. 2. Von Freiheit können wir erst

sprechen, wenn sie auch die Freiheit der Benachteiligten miteinschließt. 3. Die Erhöhung des Güterumfangs allein kann Armut nicht bekämpfen.

Liberalisierung, die die Wahlmöglichkeiten und Freiheitschancen der Einkommensschwächsten einschränkt, ist eine halbierte Freiheit. Bei der Analyse sozialer Gerechtigkeit geht es immer auch darum, den individuellen Nutzen nach den "Verwirklichungschancen" der Ärmsten zu beurteilen.

Für Österreich heißt das: man spricht von „Armut und sozialer Ausgrenzung“ nur dann, wenn neben dem sehr geringen Einkommen große Probleme im Alltag auftreten: Sie bewohnen Substandard oder überbelegte Wohnungen, haben große finanzielle Nöte beim Heizen, bei der Beschaffung von Bekleidung oder beim Kauf von Lebensmitteln, sehen sich nicht in der Lage, einmal im Monat Gäste zu sich nach Hause einzuladen und weisen Rückstände bei Zahlungen von Mieten und Krediten auf.

Arme sind doppelt so oft krank wie Nicht-Arme. Die sogenannte Managerkrankheit mit Bluthochdruck und Infarktrisiko tritt bei Armen 3mal häufiger als bei Managern auf. Die enorme Stressbelastung unter prekären Lebensbedingungen macht krank.

Armut ist eine Tugend, sagen die, die nichts dafür geben würden, selbst am Rand zu stehen. Das liebevolle Bild vom Heiligen Franz vor Augen, der mit Vögeln auf den Schultern durch üppige Kornfelder schreitet. Freiwillig gewählte Armut braucht einen Status, der den Verzicht zur Entscheidung erhebt. Unfreiwillige Armut sieht anders aus.

Die empirischen Daten scheinen die Volksweisheit zu bestätigen: „Lieber reich und gesund als arm und krank“. Daten über die Sterblichkeit in Österreich zeigen uns auf die Spitze getrieben die Ungleichheit vor dem Tod: Wer geringes Einkommen und geringe Bildung hat, stirbt durchschnittlich um 5 Jahre früher als diejenigen mit höherem Einkommen und höherer Bildung.

Armut wird nicht allein durch die Ermöglichung höherer Einkommen reduziert, sondern durch eine bessere Gesundheitsversorgung für Einkommensschwache, durch die Beseitigung feuchter Substandardwohnungen, wenn Zukunft nicht von der Herkunft abhängt, wenn Kinder gleiche Bildungschancen haben, wenn man vom Job, den man hat, auch leben kann, wenn Qualifizierung am Arbeitsmarkt für Benachteiligte möglich ist.

Frau L. hat bei einer Personalleasingfirma einen Job als Hilfsarbeiterin gefunden. Sie arbeitet im Schichtbetrieb in einer Lebensmittelfirma und verdient 600 € netto. Um 4 Uhr holt sie ein Firmenbus ab. Frau L. ist gezwungen, zum Treffpunkt in der Nacht bei jedem Wetter und jeder Jahreszeit mit dem Moped durch die halbe Stadt zu fahren, da um diese Zeit noch keine öffentlichen Verkehrsmittel gehen. Ihre Kinder müssen dann allein aufstehen und in die

Schule fahren. Aufgrund dieser Rahmenbedingungen hatte sie große Bedenken den Job anzunehmen, andererseits würde ihr so eine Sperre der Notstandshilfe für 6 Wochen drohen, sollten sie den Job nicht annehmen.

Arbeit schützt vor Armut nicht. Immer mehr Menschen arbeiten und haben trotzdem nicht genug zum Leben. Ein beträchtlicher Teil der Arbeitsmarktdaten wird aus Jobs gebildet, die prekär und nicht existenzsichernd sind. Für manche bedeutet geringfügige Beschäftigung oder Teilzeit eine Vergrößerung ihres persönlichen Handlungsspielraums, für viele eine unfreiwillige Beschränkung. So gibt es Gewinner und Verlierer. Ein niedriges Erwerbseinkommen schlägt sich auch in nichtexistenzsichernden Sozialleistungen bei Krankheit, Arbeitslosigkeit und in der Pension nieder.

Von Armut Betroffene haben in der Regel wenig Möglichkeiten, sich öffentlich zu artikulieren. Die einen machen sie zum verewigten Opfer, das als Objekt solidarischen Handelns zur Verfügung steht, zur Spendenbüchse instrumentalisiert. Die anderen lehnen zwar diese Form der Moralisierung ab, erwecken aber den Eindruck, als ginge es bloß darum, den verschiedenen Lebensformen unserer Gesellschaft eine weitere hinzuzufügen. Armut als Life-style. „Die Welt ist weder gut noch schlecht. Sie ist ganz einfach wie sie ist“, war über das Vorstadtelend Londons in Hochglanzmagazinen zu lesen. Die Ästhetisierung von Armut verharnt dabei letztendlich im selben Grundmuster wie ihre Moralisierung: Dort erobernde Fürsorge, da der erobernde Blick.

In den USA geht die Hälfte des Wahlvolkes wählen, die Armen bleiben daheim. Demokratie funktioniert auch ohne „die da unten“. Alle Studien weisen darauf hin, daß Menschen am Rand der Gesellschaft sich tendenziell aus allen öffentlichen und politischen Zusammenhängen zurückziehen. Armut isoliert. 48% der Armen in Österreich verzichten auf Einladungen zu sich nach Hause, aber nur 7% der nichtarmen Bevölkerung.

Armut ist Stress und führt zu immenser Zeitverknappung. In den unteren Einkommensschichten, dort wo jeder Cent, der verdient wird, für das Überleben ausgegeben werden muß, dort ist man mit dem Alltag beschäftigt. Da bleibt keine Zeit für politisches Engagement, fürs Zeitungslesen, für Vereine. Kinder müssen gut versorgt werden -auch mit wenig Geld. In verarmten Wohnmilieus ist ein völliger Ausfall der Nachbarschaftshilfe festzustellen bei gleichzeitiger Distanzierung und Abgrenzung von den übrigen Hausbewohnern. Wenn es Anknüpfungspunkte für Kontakte gibt, dann sind das Kinder oder gemeinsame ökonomische Entwicklungen wie Arbeitslosigkeit oder Sozialhilfestatus. Gleichzeitig erfahren die von Armut Betroffenen eine Distanzierung früherer Freunde und

distanzieren sich wiederum selbst von Milieus, denen sie nicht angehören wollen (aber es in Wirklichkeit schon längst tun).

Nun haben sich in den letzten Jahren sich zwei Ideologiestränge ineinander verschlungen. Die Sündenbockgeschichte mit ihrem zentralen Satz: „Wenn die nicht wären, wäre alles besser“ und die Ideologie der Gewinner. „Jeder kann gewinnen ,wenn er nur will.“ Zum Gewinner blickt man nach oben, beim Sündenbock blickt man nach unten. Mit dem Gewinner ist man eins, den Sündenbock schmeißt man raus.

Der „würdige“ Arme hat ein Kindergesicht, ist getroffen durch „Schicksal“ und erweist sich dankbar gegenüber allem, was ihm zukommt. Der „unwürdige“ Arme trägt Schuld, ist widerspenstig oder faul. Die Vorstellung vom Armen als „guten, reinen und immer dankbaren Menschen“ führt zu einer verqueren Moralisierung des Sozialen. Diese Bilder aus der Anständigkeitskiste sind völlig unbrauchbar. Trotzdem kommt ihnen eine zentrale Funktion zu.

Die Spaltung in „Würdige“ und „Unwürdige“ hat schon eine lange Tradition: „Am Beginn der Neuzeit steht der Wunsch, daß die Obrigkeit dafür zu sorgen habe, daß die Armen verschwinden und die Armut unsichtbar werde. „Nur nichts verschwenden, am allerwenigsten an Arme, denn letztendlich sind diese selber schuld an ihrem Los. Der Neuzeit, die das große Lob der Arbeit singt, wird der Arme verdächtig. Wenn jeder sein Glück seiner Leistung verdanken soll, wird der, der nicht leisten kann oder will, zum Außenseiter“, analysiert der Philosoph Konrad Paul Liessmann. Seit dem letzten Jahrhundert schon ist der Armutsdiskurs von zwei Vorbehalten durchsetzt: durch den Verdacht, daß Armut nur Ausdruck von Arbeitsunwilligkeit sei und durch den Versuch, den Anblick von Armut aus den Zentren des öffentlichen Lebens zu verbannen. Resultat waren, wo er sich durchsetzen ließ, Arbeitszwang, Arbeitshäuser und die Stigmatisierung als Sündenböcke an den sozialen Rand der Gesellschaft.

Die Ideologie des Sündenbocks sagt: „Wenn die nicht wären, wäre alles besser“ Die Praxis des Sündenbocks sucht sich die gesellschaftliche Gruppe aus, die mit der geringsten Macht ausgestattet sind, diejenigen ohne Lobby. Zum Sündenbock gehört, daß er sich kaum wehren kann.

Wer drinnen und wer draußen zu bleiben hat, ist kein Akt des Zufalls. So hat die deutsche „Bild-Zeitung“ eine Serie zur sozialen Frage veröffentlicht. Der Überlebenskampf ist das dominante Motiv der Artikel. Im Überlebenskampf steht das *Wir*, bedroht und gewissermaßen umzingelt von den Gruppen des *Sie*, die sich räuberisch und parasitär bereichern. Der „kleine

Mann" ist das Wir. Er steht nicht für den Underdog oder sozial Schwachen, sondern für die gesellschaftliche Mitte. Der Politik wird nicht vorgeworfen, daß sie Bedingungen ganz unten verschärft, sondern daß sie symbolische Grenzen ignoriert. Die Grenzen zwischen Wir und Sie sollen befestigt werden, zwischen drinnen und draußen. Es wird sichtbar, daß ökonomische Daten hier weniger wichtig sind als symbolische Grenzziehungen. Die Markierung eines Abstandes zu den anderen ist vielmehr eine Form der Selbstversicherung. Das Abstandsgebot brandmarkt die "Unwürdigen" und versichert die "Würdigen".

Die Ideologie des Sündenbocks legt nahe, daß ganze Menschengruppen „überflüssig“ sind. So können von dreien in einem Boot zwei mit Zweidrittelmehrheit beschließen, den Dritten über Bord gehen zu lassen.

Der Begriff „Sozialstaat“ beschreibt da nicht mehr ökonomische Gegebenheiten, sondern dient als Chiffre für all jene Lebenspraxen und Haltungen, die den Gesellschafts-Körper „verfetten“ und „verweichlichen“ könnten. „Indem der Mensch soziabel und Sklave wird, wird er schwach, ängstlich, kriecherisch; und seine weibliche und weibische Lebensweise vollendet schließlich die Schwächung seiner Stärke und seines Mutes“, formulierte Jean-Jaques Rousseau. Unser Körper braucht den Wettkampf; er muß sich härten durch freiwillige Opfer und Verzicht, er muß „entschlacken“. Der *schlanke* Körper ist der ideologische Zustand. Schlankeit erscheint nicht als Eigenschaft, sondern als Tätigkeit, als täglicher Kampf, als niemals beendete Disziplinierung. Es entsteht das Bild einer dynamisierten Gesellschaft flexibler und gehärteter Subjekte. Ein verherrlichter Überlebenskämpfer mit Bereitschaft zum schicksalhaften Untergang. Der Mensch ein Jäger im Dschungel, ein Gestählter der Wildnis. Das Leben ein Sport. An die „Verlierer“ ergeht die Aufforderung fair zu bleiben, die Niederlage mit einer Gratulation an den „Gewinner“ hinzunehmen, sich schlussendlich mit dem „Gewinner“ zu identifizieren.

Die "Ideologie der Gewinner" sagt: "Jeder kann gewinnen, wenn er nur will". Die Sozialberatungsstellen und Notunterkünfte sind voll von Menschen, die dieses Versprechen hochgehalten haben. "Wenn das Versprechen gebrochen wird, lebst du weiter", heißt es bei Bruce Springsteen, "aber es stiehlt etwas aus der Tiefe deiner Seele". Der versprochene Traum, daß alle gewinnen, wenn sie nur wollen, ist eine Lüge. Der Arbeiter in Springsteens Song schlägt sich mit Gelegenheitsarbeiten durch, einmal dort, einmal da. „Ich folgte dem Traum, den die Leute am Fernsehschirm hochhalten“, sagt er. "Jeden Tag wird es härter, diesen Traum zu leben, an den ich glaube. Ich fühle mich, als würde ich den gebrochenen Geist aller tragen, die verloren haben."

Im Zug von Salzburg nach Wien. Der Speisewaggon ist bummvoll. Ein junger Mann setzt sich auf den einzig freien Platz. Für einige Minuten lauscht er dem Gespräch am Tisch, das sich um Arbeitslosigkeit, Armut und dergleichen dreht. Dann wird es ihm augenscheinlich zu bunt. "Die meisten arbeiten nix", wirft er ein. Ich sage Ihnen, das Problem ist halt, daß die nichts leisten wollen", wiederholt er noch einmal. Die Debatte zieht sich noch weiter bis Wien. Wir erfahren, was Erfolg ist und wie man es schafft. Als einer am Tisch sagt, daß viele sich in ihrem Alltag abmühen und trotzdem nicht die *winner* sind, stutzt der junge Mann. Die drei Bier haben das übrige getan. "Ich weiß zwar nicht, warum ich euch das erzähle", beginnt er, "aber ich werde in den nächsten Tagen Konkurs anmelden müssen." Er ist Besitzer eines traditionsreichen Geschäfts in der Salzburger Innenstadt. "Morgen wird's in der Zeitung stehen." Das kleine Handelsunternehmen hat er von seiner Mutter bereits mit Schulden übernommen. In den letzten Jahren ging es auf und ab. Jetzt ist der Punkt, an dem das Scheitern öffentlich wird.

Nicht alle Geschichten haben eine solche Pointe. Der Scham des nackten Körpers in den 50er Jahren ist die Scham des Versagens gewichen. Das ist es, was es am besten zu verbergen gilt: die Schande, es nicht geschafft zu haben. "Die neue Armut schockiert auch deshalb, weil sie die Ideologien von Lebensplanung, wie sie seit den Zeiten des Wirtschaftswunders tradiert werden, durchstreicht. Denn das Wesen der neuen Armut besteht darin, dass sie ein Prozeß der Verarmung ist. Schichten, die bislang für sich und ihre Kinder nur die Perspektive des Aufstiegs kannten, sind nun plötzlich mit dem Abgrund des Abstiegs konfrontiert. Die Kehrseite der allgemeinen Mobilität der Gesellschaft ist die Abstiegsmobilität." (Liessmann).

Die Abstiegsgefahr ist nicht mehr auf soziale Randgruppen abonniert, sondern beginnt stark in die Mitte der Gesellschaft hineinzureichen. Das löst bei vielen Panik aus. Was nicht zu mehr Solidarität führt, sondern zu Abgrenzungsreflexen gegenüber denjenigen, die noch eine Stufe auf der sozialen Leiter weiter unten stehen. Eifersuchtspaniken und Begehrensattacken konstituieren seit jeher die modernen Sozialstaaten. Die Affekte werden durch den Wohlfahrtsstaat befriedet und zivilisiert, in der Krise aber gleichzeitig auch angefacht und verstärkt. Die Eifersucht sagt: "Die anderen genießen auf unsere Kosten". Das heißt auch: „Der andere genießt, und ich darf nicht.“ Spinoza hat die Eifersucht als "trübsinnige Leidenschaft" bezeichnet. Sie führt zu Rückzug, hat einen stark depressiven Zug, der die Aggression nach innen lenkt, gegen sich selbst und gegen die Schwächeren richtet. Sie ermächtigt nicht zum Handeln, sondern bemächtigt sich der Handelnden.

Frau L. erzählt manchmal von der Zeit vor ihrem Absturz. Handelsakademie, Zusatzausbildung in Buchhaltung, gute Stelle als Chefsekretärin. Was zuerst war, wird nicht

klar: Die Auflösung der Abteilung oder ihr psychischer Zusammenbruch. Sie packt ihren Rucksack mit Holzscheitern voll, schnürt ihn fest zu und macht sich auf zu gehen. Im Jänner bezahle ich das, wiederholt sie. Das letzte Geld wollte sie diesmal anders verwenden: für zwei Weihnachtspackerl für ihre Kinder.